



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission 1929

9 (1929)

Caritasblüten

Nr. 9

September

1929

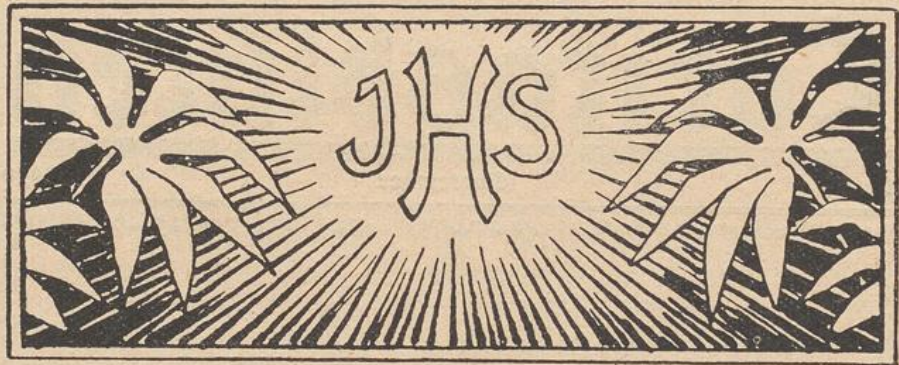
Mein Opferstock

Es stehet an der Schwelle
Von meines Herzens Zelle
Ein Opferstöcklein gut,
Drum duften süß und schwanken
Viel holde Rosenranken
In purpuroter Glut.

Und was die Tage bringen
Mir in des Lebens Ringen
An Münzen groß und klein:
Die großen meiner Leiden,
Die kleinen meiner Freuden,
Ich werf' sie all' hinein.

Was ich nur sinn' und tue,
Mein Tagwerk, meine Ruhe
Bring' ich als Spende dar; -
Die Kösslein glüh'n und prangen,
Komm opfernd ich gegangen,
Und duften süß und klar.

Und wunderlieblich ringet,
Wenn dann mein Opfer klinget,
Ein Schall sich himmelwärts,
Als tönt' ein Silberglöcklein,
Denn wißt: Mein Opferstöcklein
Ist meines Jesu Herz!



Der „Eucharistische Kongreß“ in Durban

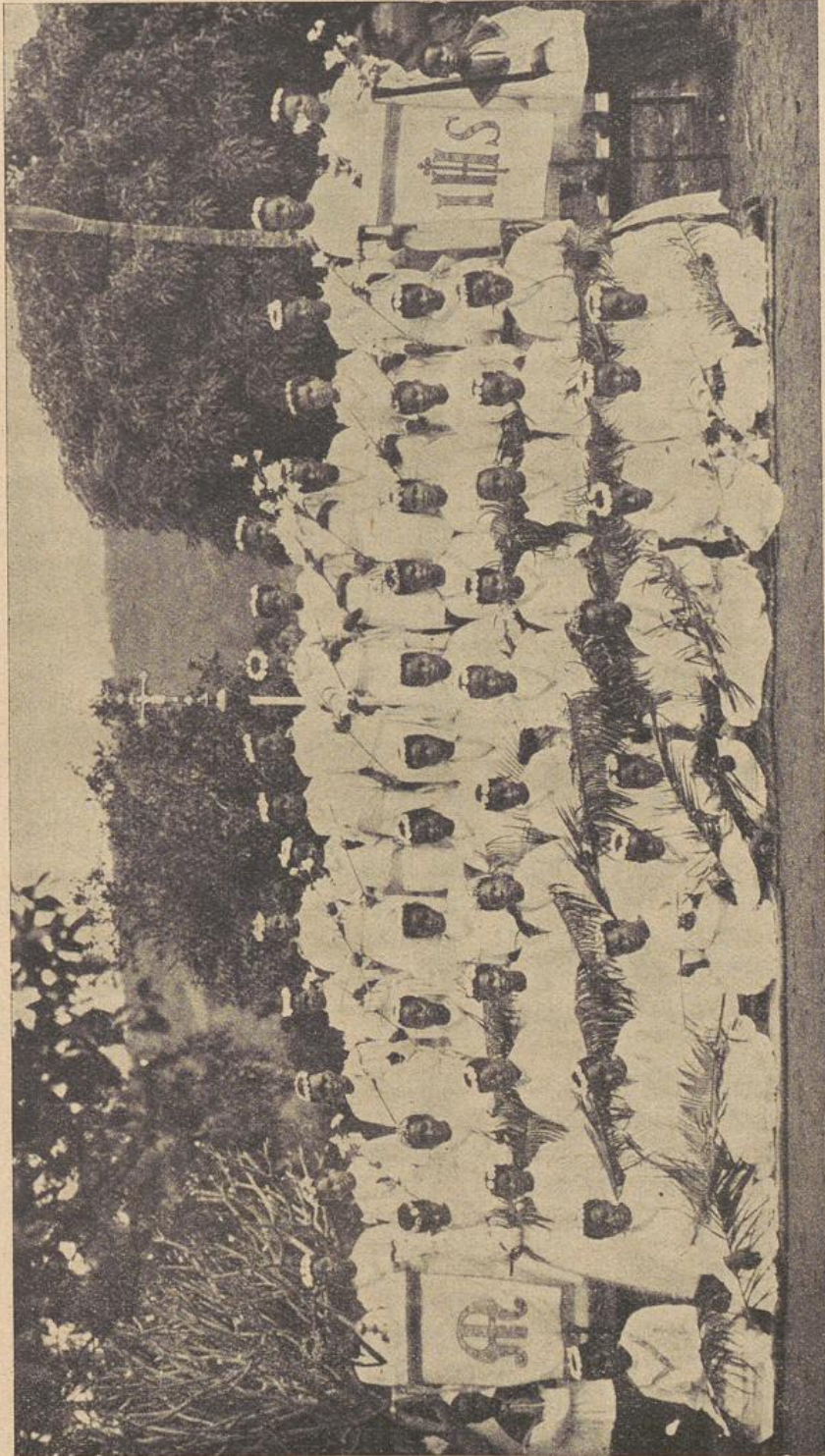
Süd-Afrika

Mit großer Freude empfangen wir folgende Zeilen, welche uns unsere Ehrwürdige Mutter Generaloberin über den Triumphzug des eucharistischen Heilandes in Durban zukommen ließ:

Ein herrlicher Tag, an welchem die Katholiken Süd-Afrikas am 30. Mai durch die große allgemeine Fronleichnamsprozession dem Christus-König ihre Huldigung darbrachten!

15 000 Katholiken, weiße und farbige, beteiligten sich an dem Festzug, welcher den Abschluß des Kongresses bildete. Die Schuljugend von Mariannahill, die Christen der ganzen Umgegend, sowie eine stattliche Zahl unserer eigenen Mitschwester beteiligten sich an der Prozession. Die Eisenbahndirektion legte für Mariannahill einen Extrazug ein. Um 3 Uhr nachmittags war die Christenschar vor der Kathedrale und den angrenzenden Stationen versammelt, wo die Aufstellung begann. Eine tadellose Organisation bei einer so ungeheuren Menschenmenge! — Den Zug eröffnete die Schuljugend, die dem Kreuzbanner folgte; alles war einheitlich gekleidet, die kleinen Mädchen in Weiß mit Schleier und Blumenkränzchen. Diesen Engeln folgten die Marienkinder, ungefähr 200 an der Zahl, ebenfalls weißgekleidet, in blau-seidene Mäntelchen gehüllt und mit Kranz und Schleier geziert. Diese Gruppe bot ein herrliches Bild. Die Marienfahne flatterte im Winde und es wird für die hehre Himmelskönigin eine Mutterfreude gewesen sein, wenn sie auf ihre auserwählten Kinder im Heidenlande herniederschaute.

Dann folgten die Ordensfrauen der verschiedenen Kongregationen: Nazarethschwestern, Augustinerinnen, Kreuzschwestern, Dominikanerinnen, Missionarinnen Mariens, Schwestern von der heiligen Familie, und endlich wir Missionschwestern



Gruppe der Kinder nach der Prozession

vom kostbaren Blut; einige der eingeborenen Schwestern, Töchter des heiligen Franziskus, bildeten den Schluß. Das waren die einzigen Schwarzen, die zwischen den Weißen gehen durften. Den Schwestern schloß sich die Frauenwelt an. Dann kamen Knaben, dem Alter nach gruppiert, die größeren von ihnen trugen schwarze Talare mit weißen Chorröckchen, die anderen waren rot mit weiß bekleidet und die kleinen Knaben im Alter von 5 bis 8 Jahren bildeten die Leibgarde des eucharistischen Königs. Alle trugen Anzüge von weißer Atlasseide, und den Hut mit weißen Straußfedern garniert. Diese kleine Schar machte einen besonders günstigen Eindruck und drängte einem die Worte auf die Lippen: Ja, diese Unschuld muß in nächster Nähe des Königs sein.

Nun kam das Allerheiligste unter einem kostbaren, an den vier Ecken mit Straußfedern geschmückten Baldachin, umgeben von den Bischöfen und Prälaten Südafrikas, alle im Festornat. Den hohen Kirchenfürsten schlossen sich noch eine Reihe Priester und Ordensbrüder an, worauf Gruppen von Männern und Frauen folgten. Darnach sah man die schwarzen Eingeborenen, alle in ihrem Feststaat. Unsere Marien-Mädchen trugen weiße Kleider mit blauen Schärpen, die Mitglieder unseres Müttervereins schwarze Röcke mit blauen Blusen. Während sich der Zug langsam durch die Straßen bewegte, wurde der Rosenkranz gebetet. So kündeten Tausende von Menschen das Lob Gottes und das Lob der Himmelskönigin vor aller Welt. An beiden Seiten der Straßen bildete eine zahllose Menschenmenge, zusammengewürfelt aus allen Ständen und Nationen, gleichsam eine Schutzmauer, aber auch auf den Dächern der Häuser, an den Fenstern und auf Balkons konnte man unzählige Zuschauer bemerken. Mit Staunen und Bewunderung verfolgten sie mit ihren Blicken den großartigen Festzug, und aus der Menge drangen nicht selten Stimmen: So etwas Schönes und Erhabenes können nur die Katholiken zustande bringen.

So zog der eucharistische König durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt, hinaus zum hohen Park, um dort von seinem Gnadenthron, dem sehr schön und kunstvoll errichteten Altar, alle zu segnen und zu beglücken. Die große, grüne Rasenfläche war vielfach mit symbolischen Bildern durchzogen. Zu beiden Seiten des Parkeinganges waren Polizeibeamte, hoch zu Pferde. Die Reiter auf ihren weißgesattelten Rossen wichen keinen Schritt von ihrer Stelle. Jeder Gruppe wurde auf dem großen freien Platz ein bestimmtes abgegrenztes Feld angewiesen. So stand alles wohlgeordnet, bereit, vor dem König der Könige huldigend Spalier zu bilden. Schon glaubte mancher der Teilnehmer, den in Brotsgestalt verborgenen Hei-

land, der vielen Menschen wegen, nicht sehen zu können, als plötzlich hoch oben am Altar der eucharistische Gott, umrahmt von der goldenen Monstranz, von Kerzen, Blumen und Palmzweigen umgeben, allen sichtbar wurde, und 15 000 Menschen stimmten mit jubelndem Herzen in einen feierlichen Hymnus ein, den Heiland in der Hostie anbetend zu begrüßen.

Zu beiden Seiten des Allerheiligsten war die hohe Geistlichkeit gruppiert, während im Hintergrunde auf einer terrassenförmigen Erhöhung die Leibgarde des Gott-Königs, die kleinen, in Weiß gekleideten Knaben, standen. So konnten wir wohl eine Stunde in nächster Nähe des Heilandes, auf offenem Plage verweilen. Musik und Gesang spendeten abwechselnd Lob und Preis dem allerheiligsten Sakramente. Unwillkürlich erinnerte uns diese Szene an die Zeit, da der göttliche Heiland auf seinen Wanderungen in Galiläa von der Volksmenge umgeben war, welche, angezogen durch seine Liebenswürdigkeit und Weisheit, stundenlang bei ihm ausharrte.

Auf ein Zeichen des Gesangdirektors sanken alle auf die Knie, und jetzt war der feierliche Augenblick gekommen, wo der Heiland die Volksscharen segnete. Möge dieser Segen Frucht bringen für Zeit und Ewigkeit! — Während die Menge sich zum Rückzuge anschickte, umkreiste hoch in den Lüften ein Uroplan den Festplatz. Mächtig erscholl auf dem Weg zur Kathedrale das „Hail full of grace“, und wieder antworteten Tausende von Menschen in heiliger Begeisterung.

Das Straßenbild bot auf dem Rückwege noch eine Überraschung. Tausend und abermal Tausend elektrischer Lampen, welche mit den Sternlein am hohen Himmel im Wettstreit leuchteten und funkelten, durchzogen, Girlanden gleich, die Straßen.

Allen treuen Katholiken wird dieses Ereignis tief eingepägt bleiben. Wenn man bedenkt, daß die Protestanten, die englische Hochkirche und die vielen verschiedenen Sekten, welche in Süd-Afrika stark vertreten sind, die Katholiken in allem überholen, da ihnen reichliche Mittel zur Verfügung stehen, so wird man begreifen, daß dieser eucharistische Kongreß eine großartige Leistung war, und daß der Verlauf desselben alle wieder in der Überzeugung bestärkt hat, daß, trotz allem, die Pforten der Hölle die Kirche nicht überwältigen werden.

3

Den Kelch des Herrn,
Ich weiß' ihn nicht zurück;
Wer Jesum liebt,
Dem ist das Kreuz ein Glück.

Ein vorbildliches Marienkind

Aus unsern Missionen in Ost-Afrika

Nomajuba (Taube), ein etwa zehnjähriges Mädchen, hatte einen heidnischen Vater, während die Mutter schon Christin war. — Gar zu gerne wäre sie in unsere Schule gekommen, aber der Vater hatte es streng untersagt und drohte, die Mutter zu mißhandeln, wenn sie es zuließe, daß Nomajuba in die Missionschule ginge. So blieb das Kind, das die Eltern innig liebte, wenn auch mit schwerem Herzen einstweilen zu Hause. — Es kam jedoch Sonntag für Sonntag regelmäßig zum Gottesdienst, grüßte auch jedesmal artig die Lehrerin und bat, man möge ihr noch helfen, vom Vater die Erlaubnis zu erwirken. — Das war jedoch sehr schwer, denn der alte Heide ließ sich nie auf der Station sehen. — So vergingen einige Jahre. Endlich des Wartens müde, kam eines Tages (es war im August 1925) Nomajuba mit noch zwei anderen Mädchen hier auf die Station. — Auf die Frage, ob es denn jetzt der Vater erlaubt habe, sagte sie: „Nein, ich bin davongelaufen, aber ich gehe nicht wieder heim. Mein Vater ist nicht zu Hause; die Mutter sieht es gerne, wenn ich zur Schule gehe, jetzt bleibe ich hier.“ Und sie blieb auch. Als einst zwei ihrer jüngeren Geschwister erkrankten, kam der Vater mit seiner Frau und den Kleinen, um Medizin für sie zu bitten. Wir verabreichten ihm dieselbe, aber sie blieb wirkungslos. Deshalb hielten wir es für gut, den Kleinen die heilige Taufe zu spenden; denn sie eilten zum Vater droben in ein besseres Jenseits. — Zwei waren ihnen schon vorangegangen, ein vierfacher Verlust, der dem Vater um so herber war, weil er für ihn den gleichen Verlust an Ochsen bedeutete. Seine Älteste, Nomajuba, nahm er trotzdem nicht heim.

In ihrem Fleiße und ihrem gesitteten Betragen war sie ein Muster für alle. So vergingen zwei Jahre ihrer Vorbereitungszeit, wonach sie in die Taufklasse aufgenommen werden konnte. Auch da brauchte man sie nie zu mahnen oder zu tadeln, stets war sie bescheiden und liebevoll, aber sie kränkelte beständig. Bei ihrer Taufe war nur die Mutter zugegen. Zu dieser Zeit hatte man den Vater eingesperrt, weil er seine Steuer nicht bezahlt hatte. Nomajuba bekam den Namen Helena. — Das war im Oktober 1927, im gleichen Monat ging sie noch zur ersten heiligen Kommunion, und im November wurde sie schon gefirmt. Welche Gnadenkinder, 4 Sakramente in einem Monat! Die erste heilige Kommunion ist hier so oft ein Wendepunkt im Leben des Kindes, leider nicht immer zum Bessern. — Manche geben keinen Anlaß zum Tadel vor der Taufe, aber kaum sind sie in die Kirche aufgenommen, sind sie des Lernens müde und kehren in die Kraals zurück, oft gegen den Willen

des Missionars. Kein Wunder, daß einem das Herz schwer wird an solchen Tagen, die doch Freudentage sein sollen. — Auch um Helena bangte man, sie war eben ein außergewöhnlich gutes Kind, eine Seltenheit. Was wird aus ihr werden? Wird sie es machen wie so manche ihrer Freundinnen? Nein, Helena blieb brav. Seit ihrer ersten heiligen Kommunion ging sie täglich zum Tisch des Herrn und regelmäßig wöchentlich zur heiligen Beichte. Im Dezember bat Helena um Aufnahme in die Marianische Kongregation, und erhielt dieselbe als Aspirantin. Seitdem wurde sie noch stiller und war stets die erste und letzte in der Kirche. — Beim Spiel sah man sie selten, fast immer bat sie, wegbleiben zu dürfen, weil es doch ihre Lunge zu sehr anstrengte. Trotz der ärztlichen Hilfe blieb sie am Kränkeln und Hüfteln und mußte an manchen Tagen das Bett hüten. — Oft wenn sie mit gleichgesinnten Freundinnen den Friedhof besuchte, sagte sie: „Wer wird wohl die erste sein, o, ich möchte gerne sterben.“ So wurde es inzwischen Ostern und wieder kam Helena zur Schwester und klagte über Kopfschmerzen. Trotz 40 Grad Fieber war sie doch noch zwei Stunden in der Kirche knien geblieben. Sie ging zu Bett, um nie mehr aufzustehen. Am Mittwoch nach Ostern kam ihre Mutter in Angst und Sorge, daß ihr sechstes Kind auch schon dem Grabe zueile. Am Freitag abend kam ihr Vater und da begann eine neue Leidenszeit für unsere arme Helena. — Er als Heide wollte sein Kind auch auf heidnische Weise kurieren. — Schon Samstags morgens kam er und erwiderte der Schwester auf ihre Gegenvorstellungen: „Laß mich nur machen, ich muß mein Kind heilen.“ — Als ihr Widerstand nichts nützte, gab die Schwester nach, denn im Fall des Todes hätte ihr nachher der Heide den Vorwurf gemacht, daß er sein Kind mit seiner Medizin hätte heilen können. Manchmal sind die Heiden sehr hart gegen die eigenen Kinder, und brauchen selbst Gewalt, wenn diese sich weigern, all die barbarischen, ekligen Medicinen zu schlucken. Nicht so Helenes Vater. Er war recht lieb zu ihr, aber hinein mußten all die Mittelchen, in Nase, Mund, Ohren usw. Selbst Aderlasse waren nach seiner Ansicht unerlässlich. So ging es an den drei folgenden Tagen, Samstag, Sonntag und Montag, Abend für Abend. Warum am Abend? Die Schwester bat ihn wiederholt, es doch am Tage zu tun, aber er wollte keine Zeugen und neugierigen Zuschauer haben, und so fing er erst an mit seinen Kuren, wenn er glaubte, daß alles zur Ruhe und die Luft rein sei. — Einmal jedoch ging die Schwester absichtlich zu ungewohnter Zeit nachschauen und traf den Heiden sehr geschäftig. Helene aber standen die Tränen in den Augen, während sie sagte: „Au Baba, ngijeke, ngikatele.“ — Vater, laß mich doch, ich bin sehr müde. —

An dem Nachmittag (Montag) hatte Helena gebeichtet zum

letzten Male, und schon begann sie vom lieben Heiland als Wegzehrung und vom Himmel zu reden. Am Dienstag und Mittwoch empfing sie die heilige Kommunion und war am letztgenannten Tage noch ziemlich wohl bis 8 Uhr. Kaum war die Schwester in der Schule, da sah sie zufällig zum Fenster hinaus, und unsere Helena war draußen am Herumspazieren. Auf ihre Frage, wohin sie denn wolle, erhielt sie eine Antwort, die ihr deutlich zeigte, daß das Delirium bereits eingetreten sei. Sie war jedoch willig und ließ sich zum Krankenzimmer zurückführen. — Kaum hatte jedoch die Schwester wieder den Rücken gedreht, da war auch Helena hinausgeeilt, flink wie ein Reh. Sie wolle im Wald ein Wild erlegen. „Das werde ich braten, essen und dann in den Himmel eilen so schnell wie ein Hirsch, ich bin es müde hier auf Erden bei euch“, stammelte sie. Da die Schwester am Nachmittag noch Unterricht hatte, beauftragte sie ein größeres Mädchen, sie zu bewachen und nicht aus dem Bett zu lassen. Es ging gut, aber nur fünf Minuten. Dann gab's Lärm, Hilferufen, und als die Schwester herbeieilte, fand sie Helena, mit dem Besen bewaffnet, das Mädchen verprügeln. Doch ein Wort von der Schwester genügte, sie wieder zur Ruhe zu bringen. Gehorsam in gesunden, in kranken Tagen, und selbst im Delirium.

Der Tag war sowohl für die arme Kranke als auch für das Pflegepersonal sehr anstrengend gewesen. — Bald darauf wurde sie ruhig. Helena dachte nur an den Himmel. Ob sie wohl schon ahnte, daß sie am folgenden Tage nicht mehr reden könne. Da ihre liebste Freundin, auch ein Marienkind, sie besuchte, sagte sie: „Florentine, wenn ich im Todeskampfe liege, kommet dann alle an mein Bett und singt: ‚Maria mandhla ami ake ungiginise (Maria, meine Stärke, mach' mich stark).‘“ Als sie gefragt wurde, was sie denn tun würde, wenn sie zum ersten Male die Gottesmutter sehen werde, sagte sie: „O, dann singe ich Sengikubingelila Maria“ (ich grüße dich, Maria), und sogleich fing sie an zu singen. Es war rührend, und man konnte sich der Tränen nicht enthalten, wenn man das todkranke Kind sah, wie es sich bemühte, sein Lied für die Begrüßung der Gottesmutter zu probieren. — Am Freitag konnte sie nicht mehr reden, nahm auch fast nichts mehr. Am Nachmittage kam Rev. Father Superior, ihr die heilige Ölung zu spenden. — Nur mit großer Mühe machte sie noch das heilige Kreuzzeichen, um anzudeuten, daß sie der Handlung folge. Samstag den ganzen Tag bis gegen Abend rang das junge starke Herz mit dem Tode. Ihre Mutter und die übrigen Angehörigen waren zugegen, der Vater nicht. — Man hatte sich umsonst bemüht, ihn zu finden, niemand wußte, wohin er gegangen. Abends kamen die Kinder alle nach Arbeitschluß zu ihr, und sangen, wie Helena es gewünscht hatte, ihre Lieblingslieder. Man

stelle sich den Anblick vor, sitzen am Sterbebette! Gar zu gerne wäre die sie pflegende Schwester bei ihrem Sterben dabei geblieben, doch das Los fiel einer stärkeren Schwester für die Nachtwache zu. So entfernte sich erstere Schwester und sagte Helena ganz leise ins Ohr: „Helena, wart' auf mich, bis



Ein Stück Marktleben in Ost-Afrika

ich wiederkomme.“ Ob sie es verstanden? kaum möglich. — Morgens war der erste Gang der Schwester aus ihrer Zelle zur kranken Helena, und wirklich, sie lebte noch wider alles Erwarten. Der Ablösung froh, ging die Schwester, die bei ihr gewacht hatte, etwas vor die Türe, um frische Luft zu schöpfen, denn das Zimmer war voll von Eingeborenen. Kaum hätte sich

die Schwester entfernt, es mögen etwa fünf Minuten gewesen sein, öffnete Helena die Augen zweimal ganz weit, sah mich an, als wenn sie sagen wollte: „Bist du da, dann kann ich gehen“, tat noch ein paar Atemzüge, und die reine Seele flog heim zu ihrem Schöpfer, der sie doch noch vor wenigen Monaten mit so vielen Gnaden bereichert und geschmückt hatte. Es war an einem Sonntagmorgen. Ob sie wohl an ihr Lied dachte, das sie der lieben Gottesmutter singen wollte?...

Rev. Father Superior kam, um die kirchlichen Gebete nach dem Verscheiden zu beten. Gleichzeitig wurden die Anordnungen getroffen wegen dem Begräbnis, das noch am gleichen Tage stattfinden sollte (hier lassen sich nämlich die Leichen nicht länger aufbewahren). Es sollte diesem braven Mädchen, das so still und unbeachtet gelebt hatte, ein so feierliches Begräbnis zuteil werden, denn der hochwürdige Herr Bischof, der gerade auf der Station weilte, wollte die Beerdigung vornehmen. Man legte sie in den Sarg, ganz in Weiß wie ein Marienkind am Tage der Aufnahme in die Kongregation. Es war ein Bild des Friedens und einer überirdischen Ruhe. Die Kinder auf der Station waren so ausnahmsweise gesittet und still an dem Tage, immerfort kamen und gingen sie, um die liebe Tote nochmals zu sehen. Nun wurde der Sarg geschlossen und geschmückt, der hochwürdigste Herr Bischof, alle Priester der Station begleiteten die Leiche in das Gotteshaus, wo die kirchlichen Funktionen vorgenommen wurden. Darauf bewegte sich ein Leichenzug, wie ich noch selten einen gesehen, zum nahen Friedhof. Aber sie hatte diese große Beteiligung verdient durch ihre große Bescheidenheit, Herzensreinheit und ihren Eifer. Groß war der Schmerz der Mutter, die ihr sechstes Kind zu Grabe geleitete, doch mag sie durch die schönen Worte getröstet worden sein, die der hochw. Herr Pater Superior an die Eltern richtete. Sie möchten doch gut über ihre Kinder wachen, und er wünschte allen Eltern, sie hätten solche Kinder, wie Helena war. Wohl sei auch er betrübt über den Tod dieses hoffnungsvollen Kindes, doch er freue sich auch wieder über ihren Tod, da sie in der Taufunschuld heimgegangen sei. „Niemand kann die Lilie mehr brechen, niemand sie verderben.“

Helena war begraben, aber ihr Vater wußte es noch nicht. Was wird er wohl sagen, sie war sein Liebling gewesen? Gar zu gerne hätte ich ihn auch bei der Beerdigung gesehen, aber es war viel zu weit, den Heiden holen zu lassen. Doch am nächsten Morgen kam er und war gegen alles Erwarten ganz ergeben, wenn auch tief gebeugt von dem großen Schmerze. Er kam, zu danken für alle Liebe und Ehre, die man seinem Kinde erwiesen, und um ihr Grab zu sehen.

Eindringlich redete man dem alten Heiden zu, sich doch zu bekehren, damit er wenigstens im Himmel wieder alle seine

Kinder vereinigt finden könnte. Ja, er möchte wohl gern, doch er ist tief in Schulden, und heute schon wieder deswegen eingesperrt. „Meine Kinder kannst Du alle haben, Schwester,“ sagte er, „sie sollen Christen sein.“ Mit diesen Worten schied er. Mögen ihm seine Kinder, die sich der Anschauung Gottes erfreuen, bald die Bekehrung erbitten.

3

Ein Missionsgang

Triashill zählt 25 Außenschulen. Jedes Schulgebäude ist zugleich die Kirche der dortigen Bewohner. In verschiedenen Abständen besuchen unsere beiden Missionare die einzelnen Stationen, um dort heilige Messe zu lesen und die Schule zu visitieren. Nach neuen Verordnungen der Regierung muß der Missionar in Abständen von zwei Monaten jede Außenschule besuchen und wenigstens zwei Stunden lang die Visitation vornehmen. Jeder Missionar ist damit zum Schulinspektor erhoben. Wir Schwestern haben auch das Recht, die Schulen in Stellvertretung zu visitieren. So hat jede von uns drei Lehrschwestern drei Stationen. Ich darf nach St. Joachim, St. Boniface und St. Nikolaus zur Visitation mitgehen. Am liebsten gehe ich nach St. Nikolaus, eine neu eingerichtete Schule, die, wie oben erwähnt, zugleich Kirche ist. Der Bau ist jetzt fertig, nur der Altar wartet noch auf Br. Mauritius. Pater Kammerlechner hat in seinem Zimmer eine große Statue vom heiligen Nikolaus, ein kostbares Geschenk seiner früheren Pfarrkinder, das den Altar schmücken soll.

Die Schule liegt auf einem ebenen Platz, umgeben von einem großen Spielraum.

An aller Frühe, nach dem Morgengebet, empfangen wir mit den Mädchen, die mich begleiten dürfen, die heilige Kommunion. Nach einem kurzen Imbiß gehen wir munter unserem Ziele zu. Ein Mädchen trägt in einer Kiste die notwendigen Gegenstände, ein zweites trägt ein Körbchen auf dem Kopf mit etwas Proviant. Es ist eine Art Ausflug, eine Erholung und Abspannung von der anstrengenden Schularbeit.

Wie herrlich ist es doch, am frühen Morgen durch Gottes freie Natur zu wandern. Rechts und links begrüßen mich gewaltige Felsblöcke, die majestätisch in den blauen Himmel hineinragen. Es begrüßt mich das Morgenrot der immer höher steigenden Sonne. Ich weide meine Augen in den schillernden Taupfropfen des frischen Grases und erfreue mich an den bunten Blumen, während ich meine Morgenbetrachtung fortsetze. Die Dominikanerinnen von Salisbury, welche ihre Ferien gerne bei

uns zubringen, nennen unsere Gegend die „afrikanische Schweiz“. Das Klima ist sehr gesund. Wer krank ist, kann bei uns Erholung suchen. Alle europäischen Obstsorten sind hier vertreten: Äpfel, Birnen, Wallnüsse, Weintrauben, Pflaumen, Pfirsiche, Zitronen und Apfelsinen. Auch Brombeersträucher wirst du vorfinden.

Wenn wir in die Nähe von Sindi kommen, laufen mir die kleinen Kinder entgegen, führen mich zu ihren Eltern in die Kraalshütten, bieten mir Erdnüsse oder auch „Sadza“ an und begleiten mich dann zur Schule, unterwegs die verschiedensten Fragen an mich richtend. Meistens ist der Missionar schon dort, wenn ich ankomme; oft ist er schon fertig mit Beicht hören. Mit dem Fahrrad auf der Landstraße geht es nämlich schneller als auf Schusters Rappen über Stock und Stein. Und was ist das für ein kostbarer Beichtstuhl? In St. Boniface ein schwerer Felsblock, der neben dem Altar liegt. Armer Missionar! In St. Joachim darf er sich auf seine Messkiste setzen. In St. Elisabeth benützt er eine leibhaftige Trommel. St. Nikolaus ist etwas moderner geworden. Der Lehrer ließ in der Nähe des Altares einen kleinen Anbau errichten, in der Mitte eine Wand von Baumstämmen, mit Mörtel verklebt. Als Beichtgitter ließen die Bauleute eine kleine Öffnung in der Mitte der Mauer. Dahinter setzt sich der Pater auf seine Messkiste. Auf anderen Stationen könnt ihr ihn im Schatten eines Baumes auf einem Baumstumpf zum Beicht hören sitzen sehen.

Ich gabe mich daran, den Altar zu errichten. Gewöhnlich ist auf Außenstationen kein Knabe zum Mess dienen zu finden. Dann habe ich die Ehre, die Messgebete zu beantworten. Zwei Stunden Zeit muß der Missionar zur Schulvisitation verwenden. Wenn viele Beichtkinder da sind, übernehmen wir Schwestern einen Teil der Arbeit, beobachten die Unterrichtsmethode des Lehrers und geben ihm Anleitung in den einzelnen Fächern und einige Winke zur Erziehung.

Jeden Monat nach dem Herz-Jesu-Freitag kommen die Lehrer zur Konferenz nach Triashill. Wir geben ihnen Anschauungslektionen und lassen sie auch selbst solche halten. Auf diese Weise können wir viel zur Hebung des Schulwesens beitragen. Um den Kindern eine Freude zu bereiten, trage ich einen Ball zum Spielen in der Tasche, oder bunte Bilder, um mit ihnen darüber zu sprechen.

Ich habe einen Brief an das Christkindlein geschrieben und um einen größeren Ball gebeten. Ich glaube, es ist zu arm. Ob es uns einen bringt?

Wenn ich vor der heiligen Messe schon Zeit habe, scharen sich die erwachsenen Mädchen, sowie die Mütter mit ihren Kindern um mich. Ich brauche mich nur auf einen Felsenblock niederzulassen, dann bin ich auf einmal ganz versteckt, so daß mich

niemand mehr finden würde. Aber warum denn das? Die Schwester hat was im Beutel. Bitte, gib mir einen „chinamo“ (ein Stück Stoff zum Flickern) ruft es von dieser Seite. Dort zeigt mir ein Mädchen das Loch im Rock, ein anderes den Riß in der Bluse. Es ruft jemand hinter mir: „Ndipe wo“ („gib mir auch“). Ich brauchte tausend Hände, um alle zufriedenzustellen. Diese wünscht eine Nadel, eine andere den Faden. Einem Kind muß ich das Flickern von neuem zeigen. Die Zeit ist leider zu kurz, um alles ausführlich zu erklären. Eine Mutter wünscht ein Muster für ein Kindermützchen. Die Flicklappen sind Geschenke von Wohltätern. Wie manches Geschäftshaus kann leicht eine Reihe von Musterlappen abgeben. Wir strecken flehend die Hände darnach aus. Unsere Missionare wünschen, daß mit jedem Ausgang ein Unterricht für die Mütter verbunden sei. Es ist ja besonders die Aufgabe der Frau, die weibliche Jugend oder wenn es in der Jugend nicht möglich war, die Mütter zum Zartgefühl und zur stillen Häuslichkeit zu erziehen.

Das Glöcklein läutet zum Beginn des Meßopfers. Das laute Lärmen der Kinder verstummt. Der Lehrer führt seine Kinderschar wohlgeordnet zur Kirche. Das Kirchlein ist so klein. Wir sind alle so nahe beim lieben Heiland. Es ist so heimisch, so traut, dem Meßopfer auf einer Außenstation beizuwohnen. Zwischen dem Missionar und seinen Christen entwickelt sich ein wahres Familienverhältnis. Alle sind so froh, wenn der „Baba“ wieder kommt. Nach der heiligen Messe folgt die Predigt. Viele gute, alte Christen, die nicht mehr zur Station kommen können, sollen auch das Wort Gottes hören. Das mich begleitende Mädchen geht während der Predigt in eine nahe Kraalshütte, um dem Missionar ein Frühstück zu bereiten. Die Leute bringen ihm auch etwas mit: Eier, Erdnüsse, Passionsfrüchte, Süßkartoffeln, Nyimo, ein Chimanyikagemüse, grüne Maiskolben, die, gekocht oder geröstet, sehr gut schmecken. Die gute, alte Hildegard überreichte mir das erstemal ein Körbchen voll Mais, als Futter für das Pferd. Pater Rektor ritt gewöhnlich mit dem Pferd nach St. Joachim. Als sie aber merkte, daß das Pferd des neuen Missionars nur ein Fahrrad sei, brachte sie mir nächstens lieber Eier oder Passionsfrüchte.

Nach der Predigt verliest der Pater die Namen seiner Christen. Da kommt es vor, daß er noch nicht ans Essen denken darf, obwohl die Uhr schon 1 Uhr zeigt. Manche Mutter bringt ihr Kind zur Taufe oder hat irgendeine andere Angelegenheit zu besprechen. Sie wünscht, schnell wieder nach Hause zu gehen. Die Arbeit wartet auf sie. Aber wer denkt an den Missionar? Gewöhnlich warten auch noch einige Schulkinder auf Tauf- und Kommunionunterricht. Deren nehme ich mich an, während der

Pater all die anderen Angelegenheiten schlichtet, bis er endlich an sein Frühstück denken kann, das zugleich Mittagmahl ist. Verstoßen schauen manche Kinderaugen aus der Ferne herüber, ob denn der Missionar keinen Bissen für sie übrig läßt. Auf weitere Stationen fährt die Schwester mit einem kleinen Buben oder einem Mädchen in einer zweiräderigen Kutsche; zuweilen wird auch hinausgeritten. Abends können wir das Vergnügen haben, wie die Eingeborenen, auf einer Matte zu schlafen und von einem Mäuschen im Schlaf gestört zu werden. Ich ziehe die Decke über den Kopf und versuche, weiter zu schlafen, werde aber wieder gestört durch das Kikeriki von zwei Hähnen, die im Wettkampf sich meldeten. Dann danke ich Gott, wenn der Morgen graut. Die Hühner, die, unter einen Korb gestülpt, mit mir in derselben Hütte schliefen, haben mich wenig gestört.

Nach einem 2—3stündigen Marsch sind wir gewöhnlich wieder daheim. Wenn Wasser genug da ist — woran es manchmal leider fehlt — erlauben wir uns ein erfrischendes Bad. Am Nachmittag geht es gewöhnlich nicht so gemütlich wie am Morgen, weil die afrikanische Sonne heißer brennt. Wir sind wieder daheim in unserem lieben Klösterlein und freuen uns auf den nächsten Missionsgang. Schw. M. Daria.

K

Allerlei aus der afrikanischen Schule.

Eine Schwester bemühte sich in der Schule, den Kleinsten das Stoßgebeten beizubringen: „Jesus, sanft und demütig von Herzen, bilde mein Herz nach deinem Herzen.“ Das konnte und wollte der kleinen Schar doch gar nicht einleuchten und stets sagten sie: „Bilde de i n Herz nach m e i n e m Herzen.“ „Ach nein,“ belehrte die Schwester, „so dürft ihr nicht sagen, seht unser Herz ist doch böse, nur das Herz des lieben Heilandes ist gut.“ Da schaute sie aber eine Kleine mit verwunderten Auglein an und sagte: „Aber Mama, dein Herz ist doch gut und das meine auch, denn ich habe noch nie eine Sünde getan.“

*

Wenn die Schwester ihre kleinen Krausköpfchen fragt: „Nun, was bekommt ihr denn nachher im Himmel? Denkt euch mal das Schönste und Beste, was es gibt?“ Dann wird aufgezählt, was das Kinderparadies der kleinen Schwarzen ausmacht: Mais und Maisbrei, Mtama (Negerhirse), um Bier zu kochen, Fleisch und Bananen, dann schöne Kleidchen und die Hauptsache, „Perlen“, und zwar ganz bunte.

*

Beim Abfragen einzelner Katechismusfragen berührten wir auch das Neue Testament. Nun die Frage: „Welche Zeit ist mit dem Neuen Testament gemeint?“ Es meldete sich keiner. Ermunternd fuhr ich fort: „Nun, ihr habt doch auch schon öfter von einem Alten Testament gehört.“ Da regte sich ein kleiner Knirps und erwiderte ganz stolz: „Das Alte Testament war gestern, und das Neue ist heute.“

Briefe Schwarzer Kinder an unsere ehrwürdige Mutter Generaloberin

Madunyiswe u Jesu kristo,
kuze kube Pakade.

Mame Odumisekayo kakulu,
kade sezwa ngendaba ukuti
ikona inkosazane etile enkule
ehlala pesheya, okuyiyona epete
wo nke lawa alapa. Sahlala njalo
silangazela ukuyibona nati. Aike
saze sezwa ukuti ifikile lapa kiti
e Centocow. Sasesiti asilungise
amazwana okuyibingelela, noma
emancane engayifanele inkosazane
enkulu.

Mame odumisekayo kakulu into
enkulu kunayoyonke, siyakubonga
kakulu ngoba wasitumela amako-
sazana alu ngileyo kakulu impela.
Singeqede izinto ezinhle eziningi
asence la zona ukuzibala. Kukona
okuhle okuningi osekukona pakati
kwetu tina abansundu, ubani
awaqalakonke loku? Viwana ama
kosacane ngenhliziyo enesineke.
Asifundisa nokutunga neku peka
kahle. Ukuba ayengatunywanga
ngasisebumnyameni. Sesihlezina-
wo sekungati abantu bakiti abam-
nyama kunga ti nabo abasiboni
ukuti simnyama.

Poke Mame Odumisekaye kakulu
asinawo amazwi esi ngakubonga
ngawo ngokufaneleyo. Uyazinawe
ukuti oku cicima enhliziywevu
kupuma ngomlomo.

Sizwa sengati ufike nenye
okuyiyona izofundisa, So ngati
ungawabuta wonke uwalete lapa
e Mariannahill.

Siyetamba ukuti uyokunika in-
hliziyo enesineke njato, uwafun-
dise wonke abanjengalawa esesawe
bona. Siyakubonga kakulu ngomse-
benzi wako. Siyakubonga futi kakula

Gelobt sei Jesus Christus!

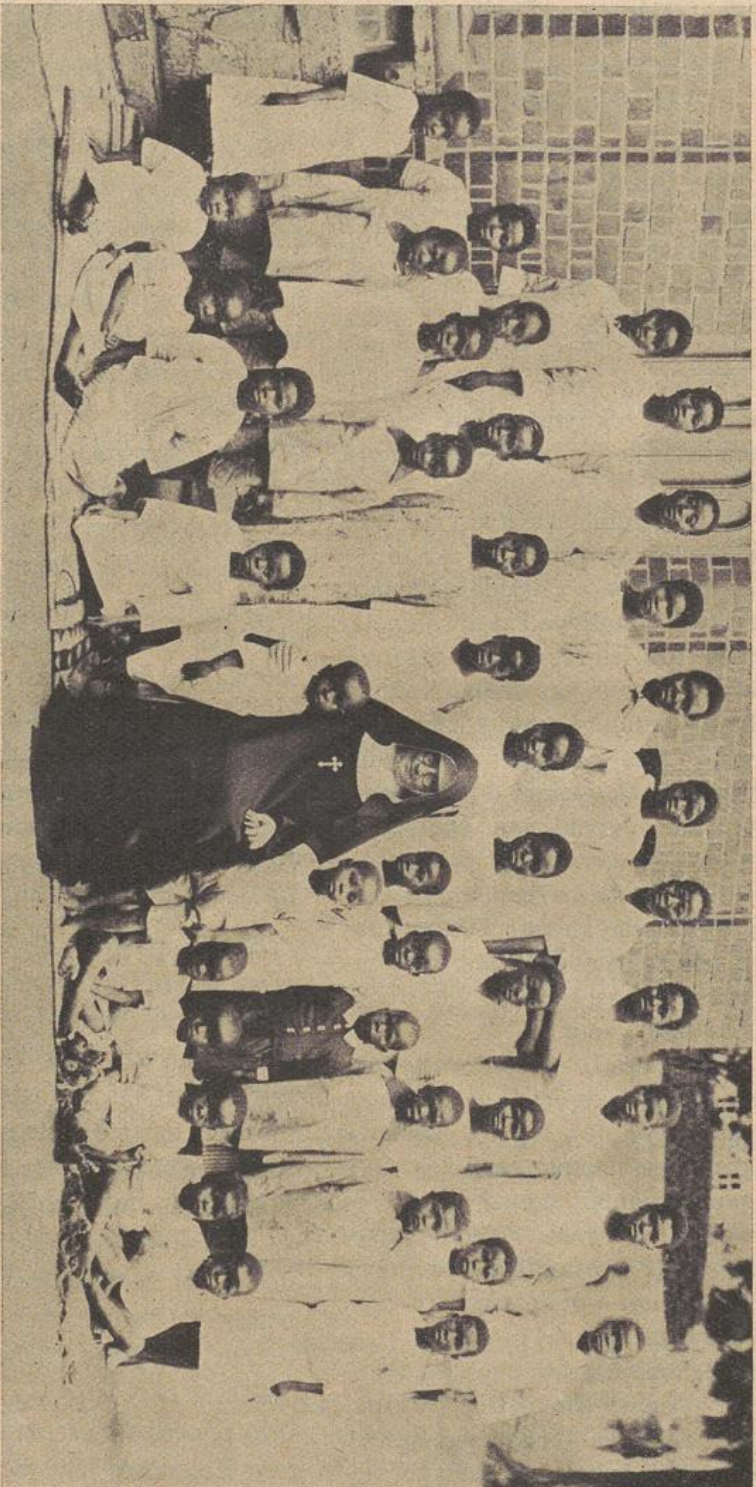
Sehr Ehrwürdige Mutter!

Längst schon hörten wir, daß die
Mutter von Europa komme, welche
die Generalleitung der Schwestern
hat. Wir verlangten sehr, selbe zu
sehen. Endlich kam sie nach Centocow
und da bereiteten wir uns, selbe zu
begrüßen.

Sehr Ehrwürdige Mutter, das
Wichtigste ist, daß wir Dir danken,
da Du uns immer so brave Schwe-
stern schickst. Wir können nicht alles
aufzählen, was selbe für uns tun
und schon unter den Schwarzen getan
haben. Sie lehren uns nähen und
kochen und wenn selbe nie gekommen
wären, säßen wir immer noch in
Unwissenheit. Wir leben mit den-
selben, als wären sie aus unserem
Volk und auch sie behandeln uns,
als wären wir keine Schwarzen.

Nun, sehr Ehrwürdige Mutter, wir
haben keine Worte, den Dank aus-
zusprechen. Du weißt ja auch, unsere
Worte kommen aus dem Herzen.
Wir hörten, daß Du mit noch einer
Schwester kommst, welche auch unter-
richtet; möchtest Du doch alle nach
Mariannahill bringen. Wir hoffen,
daß Du alle heranbildest, wie Du
diese getan hast mit Sorgfalt. Wir
danken für Deine Arbeit. Wir dan-
ken auch für Deinen Besuch in Süd-
Afrika.

Wir hoffen, daß Du uns wirst noch
mehr Schwestern schicken, welche bei
uns bleiben dann wie diese.



Unsere ehrwürdige Mutter Generaloberin in Mitte der schwarzen Kinder, denen sie von europäischen Nonnen neue Kleidchen mitgebracht hatte. Die neu ausgeschnittene Kinderchor ruft allen Nonnen und Mönchinnen ein herzliches „Gott vergelte es!“ zu, während unsere ehrwürdige Mutter alle Leser und Leserrinnen der Caritasblüten einladet, an der Freude einer solchen Kleiderbesetzung teilzunehmen.

ngakusivakushela kwako lapa e South Africa.

Siyetemba ukuti uyositumela namanye amakosoza ezo hlala nati njegalawa.

Siyanifisela inhlahla nendhlela enhle yonke indawo lapo nizo-hamba kona.

Uma kuyintando ka Nkulunkulu sobuya sibonane futi ngemva kwe-minyaka, umasingabonani lapa emhlabeni. Sesobo nana kwelizayo.

Yitina,

Abantwana base Centocow.

Wir wünschen Euch Glück auf allen Euren Wegen, zu allen Orten.

Wenn es Gottes Wille ist, werden wir uns wiedersehen nach Jahren und wenn wir uns nicht mehr sehen hier auf Erden, dann sehen wir uns im Jenseits.

Wir,

Kinder von Centocow, Natal.

5

Bilder aus dem Naturleben in Afrika

Die interessantesten Tiere in Afrika sind wohl die Affen. Besonders hier in Ostafrika kann man ihre Bekanntschaft häufig machen und zuweilen ganz unliebsame Begegnungen mit ihnen haben; denn im großen ganzen sind es doch recht falsche, hinterlistige Tiere, die nicht selten mit Erdschollen und Steinen nach den Menschen werfen. Besonders die Frau Affenmutter kann sehr böse dreinschauen und sich schnell zum Kampfe bereitstellen. Freilich sollen die Affen auch sehr gescheit sein und sich recht gut abrichten lassen, aber als Hausfreunde ist ihnen doch nie zu trauen, ich wenigstens könnte keine Vorliebe für diese fast unschön zu nennenden Tiere haben, welche mit ihrem falschen Blick auch stets eine arge Hinterlist verbinden. Sah ich doch selbst öfters mit eigenen Augen, wie auf einer Missionsstation in Südafrika so ein kleines, sonst niedlich aussehendes Kerlchen gar oft kleinen Kindern nachsprang, welche ahnungslos in das Bereich seiner langen Kette kamen, wie er sie boshaft von rückwärts in die Waden biß oder ihnen gar auf Rücken und Kopf kletterte und sie tüchtig bei den Haaren schüttelte. Selbst seinem Wohltäter, dem ihm futterbringenden Burschen, sprang er nicht selten nach und biß ihn in die Beine, der Undankbare!

Daß Treue und Dankbarkeit dem Affen ganz unbekannte Eigenschaften sind, das kann man auch aus der Erzählung eines französischen Naturforschers und Afrika-Reisenden, Le Baillauf, der einen zahmen Affen hatte, den er Rees nannte, entnehmen. Er sagt: Mein Rees war mir trotz all seiner Untugenden doch zuweilen nützlich und wertvoll. Auf unseren Reisen machte ich ihn zu unserem Vorkoster. Wenn wir Früchte oder Wurzeln

fanden, die meine Hottentotten nicht kannten, so rührten wir sie nicht an, bis Kees sie gekostet hatte; warf er sie weg, so wußten wir, daß sie unangenehm schmeckten oder schädlich waren, und wir ließen sie unberührt.

Kees hatte eine noch schätzbarere Eigenschaft, er war mein bester Wächter; bei Tag und bei Nacht sprang er bei dem geringsten Anschein von Gefahr augenblicklich auf. Durch sein Geschrei oder durch seine Zeichen von Furcht errieten wir immer, daß ein Feind nahe war, ohne daß selbst die Hunde etwas davon merkten. Ich nahm Kees oft mit mir, und sobald er merkte, daß ich auf die Jagd gehen wollte, war er voll Freude. Unterwegs kletterte er dann gern auf Bäume, um Gummi zu suchen, das er sehr liebte. Zuweilen entdeckte er auch Honig. Fand er aber weder Gummi noch Honig, und hatte er durch das Herumlaufen starken Appetit bekommen, so gab es allemal einen lustigen Auftritt. Er suchte sich dann Wurzeln, besonders eine gewisse Art, die auch ich zu seinem Nachtheile so erfrischend und wohlschmeckend fand, so daß ich sie immer mit ihm teilen wollte. Allein Kees war listig. Sobald er eine solche Wurzel fand und sah, daß ich ihm nahe genug war, um mir meinen Teil davon nehmen zu können, so fraß er sie in der größten Eile auf, mich dabei mit unverwandten Augen anblickend. Er maß ordentlich den Weg ab, den ich bis zu ihm hatte, und ich kam alsdann sicher zu spät.

Wenn Kees unterwegs müde ward, so stieg er auf einen meiner Hunde, der aber auch die Gefälligkeit hatte, ihn ganze Stunden lang zu tragen. Wenn der Affe fraß und ihm ein Hund zu nahe kam, so gab er ihm eine Ohrfeige, die denselben sogleich zur Flucht veranlaßte. Kees fürchtete sich vor keinem Tiere, die Schlangen ausgenommen, so sehr, wie vor seinesgleichen. Zuweilen hörte er andere Affen im Gebirge schreien, und so sehr er auch erschrak, so antwortete er doch darauf. Wenn sie aber näher kamen, so ergriff er mit einem schrecklichen Geheul die Flucht, drängte sich uns zwischen die Beine und zitterte am ganzen Leibe. Man hatte viele Mühe, ihn zu beruhigen. Wenn in meinem Lager durch Nachlässigkeit oder Gefräßigkeit gesündigt worden war, so wurde die Schuld immer auf Kees geschoben, und meist nicht ohne Grund. Einmal wurden mir beständig die Eier gestohlen, die eine Henne legte. Kees war es natürlich, der mit vieler List der gackernden Henne nachschlich. Ich lief ihm nach und kam gerade dazu, als er das Ei zerbrochen hatte und verschluckte. Ich prügelte den Spitzbuben auf der Stelle für seine That durch, allein das hinderte ihn nicht, bei nächster Gelegenheit wieder frische Eier zu stehlen.

Der Affe ist wirklich ein Tier, das sich gar nicht an Zucht gewöhnt. Wenn er auch Dienste leistet, so hat er dabei immer

sich und nicht seinen Herrn im Auge. Der Affe ist gefräßig, diebisch, jähzornig und rachsüchtig, und, ein Lügner ist er nur deswegen nicht, so sagen die Eingeborenen, weil er eben nicht sprechen kann. Es scheint, daß dieser Afrika-Naturforscher den Charakter dieses Tieres, das er selbst jahrelang besaß, studiert und kennengelernt hat. Hier in Ost-Afrika kommen die Affen oft zu vielen zusammen in die Felder und Gärten und richten großen Schaden an. Einmal kam so ein großer Kerl, stahl sich den schönsten, größten Krautkopf, und als ihn der ehrwürdige Bruder wegzagen wollte, hob der Affe einen großen Stein auf und verfolgte den Bruder, welcher sich eiligst in die Kirche hinein begeben mußte, sonst hätte ihn wohl der rachsüchtige große Affe arg zugerichtet.

Es soll schon vorgekommen sein, daß Affen sogar kleine, schwarze Babis gestohlen haben, so daß die Eingeborenen ihnen lange nachjagen mußten, um die armen Kleinen zu retten, welche sie schließlich von einem Baume oder von einer Felsenschlucht herabwarfen. Die Affenmütter sind sehr zärtlich mit ihren Kleinen, auch unter sich sind sie sehr anhänglich. Wenn einer verwundet wird, so schleppen sie ihn in ihre Behausung, und ist einer tot, so begraben sie ihn unter großem Jammergeheul, verscharren ihn, lassen aber ein Stück seines Schwanzes heraus schauen, damit sie seine Grabstätte nicht vergessen. Vor erst aber versuchen sie noch lange, den Toten zum Leben zu erwecken, tragen ihn zum Flusse, waschen und schütteln ihn; dann erst, wenn gar nichts mehr helfen will, begraben sie den Freund. Also doch auch einmal ein schöner Zug aus dem Affenleben, treues Zusammenhalten unter sich bis zum Tode.

Der Königsvogel Strauß findet sich fast in ganz Afrika, auf den benachbarten Inseln und den angrenzenden Teilen von Asien. Sein beständiger Aufenthalt sind die ödesten und dürresten Gegenden an den Grenzen der Wüste und in den weiten Sandebenen. Gewöhnlich und besonders in der Brutzeit leben die Strauße zu vier und fünf beisammen, ein Hahn, und die übrigen sind die Hennen.

Alle Hennen legen ihre Eier in ein und dasselbe Nest, das aus nichts weiter besteht, als aus einer runden Vertiefung in dem etwas aufgelockerten Tonboden, die so groß ist, daß sie beim Brüten dieselbe eben bedecken können. Rundherum scharren sie mit den Füßen eine Art von Wall, gegen welchen sich die Eier im äußersten Kreise anlehnen. Jedes Ei in dem Neste steht auf der Spitze, damit die größtmögliche Zahl Platz finde. Sobald 10—12 Eier gelegt sind, fangen sie an zu brüten, und zwar abwechselnd, indem am Tage die Hennen einander ablösen; bei Nacht aber brütet das Männchen allein, um die Angriffe des Schakals und der wilden Katzen abwehren zu können, die den Eiern gierig nachstellen. Man hat häufig solche

kleine Raubtiere erschlagen neben den Nestern gefunden. Ein Schlag von ihren plumpen Füßen ist hinreichend, ein solches Tier zu Boden zu strecken. Indessen legen die Hennen während des Brütens immer fort, aber nicht nur bis das Nest voll ist, das 30 Eier faßt, sondern auch darüber hinaus. Diese später hinzugelegten Eier liegen unordentlich um das Nest herum und scheinen dazu bestimmt, die Raubsucht der oben genannten Feinde zu befriedigen. Indessen haben sie eine noch wichtigere Bestimmung, die nämlich, den jungen Straußen, die beim Auskriechen die Größe eines gewöhnlichen Huhnes haben, zur ersten Nahrung zu dienen. Die Alten selbst zertreten ihnen diese Eier, eines nach dem anderen, und bringen sie durch dieses nahrhafte Futter in kurzem so weit, daß sie selbst imstande sind, sich ihre Nahrung zu suchen. Die Vermehrung der Strauße würde größer sein, wenn sie nicht eine so große Menge von Feinden hätten, die besonders von den Jungen viele vertilgen. — Der Strauß ist ein sehr kluges Tier, dem im offenen Felde nicht leicht beizukommen ist, weil er weit sieht und gleich flieht. Besonders sorgfältig suchen die Strauße den Ort zu verheimlichen, wo sie ihr Nest angelegt haben. Sie laufen nie gerade darauf zu, sondern pflegen es erst in weitem Bogen zu umkreisen. Am Tage verlassen sie das Nest. Sobald sie aber bemerken, daß ihr Nest entdeckt ist, und ein Mensch oder ein Raubtier an der Stelle war, zerstören sie es augenblicklich selbst, zertreten alle Eier und legen an einem andern Ort ihr Nest an.

Wenn daher die Kolonisten ein Nest finden, pflegen sie sich mit einem oder ein paar der umherliegenden, noch nicht gebrüteten Eier zu begnügen, scharren mit einem Strauche sorgfältig die Spur ihrer Fußtritte wieder zu und können auf diese Art ein solches Nest zur wahren Vorratskammer eines sehr angenehmen Nahrungsmittels machen, aus welcher alle zwei bis drei Tage soviel geholt werden kann, als die Haushaltung bedarf davon.

Ein Straußenei wiegt gewöhnlich an drei Pfund und wird im Durchschnitt 24 Hühnereiern gleichgeschätzt. Der Dotter ist sehr wohlschmeckend, doch hat er den feinen Geschmack des Hühnereies nicht. Er ist dabei so nahrhaft und sättigend, daß man nicht viel davon genießen kann. Es gehören schon vier sehr hungrige Personen dazu, um ein ganzes Straußenei zu verzehren, und dann müssen es echte Afrikaner sein, die an so derbe Kost gewöhnt sind. Die Straußeneier halten sich lange frisch und werden viel nach Kapstadt gebracht, wo sie gut bezahlt werden.

Das Männchen liefert die schönen weißen Federn, die den Straußenzüchtern auch gutes Geld einbringen. Viele Kolonisten halten sich Strauße, und sind diese Riesenvögel gut

dressiert und recht zahm, so haben die weißen Kinder mit ihnen viel Freude. Sogar eingespannt in nette Wägelchen, kann man Strauße fahren sehen, und Bübchen reiten auch auf ihnen.

Auf einer unserer Missionsstationen hatte man auch eine Herde solcher Strauße, und ein kleines, etwa neunjähriges Wadschaggamägdlein, mit Namen Urschel (Ursula) mußte sie hüten. Da die Strauße sehr zahm waren, kamen sie auch ganz ungeniert in das Bereich der Schwesternküche. Nicht selten stahlen sie glänzende Gegenstände, die sie liegen sahen und verschluckten sie, wie auch andere ganz unglaubliche Dinge von Stahl und Eisen, ohne daß es ihnen Schaden brachte: Eines Tages jammerten die in der Küche sitzenden großen Mädchen, daß so viele neue Gabeln und Tischmesser, welche sie fein mit Asche gescheuert, in der Veranda auf den Küchentisch zum Trocknen ausgelegt hatten, plötzlich verschwunden seien. Klein Urschel hörte den Jammer, nickte verständnisinnig mit ihrem krausen Köpfchen und behielt ihre Schützlinge, die Strauße, fest im Auge, als sie dieselben auf die Weide trieb. Sie wollte schon herausbringen, wer die blinkenden Gabeln, Messer, usw. gestohlen und als „Wiederbringerin“ sich ein Stückchen Brot oder Früchte aus der Küche verdienen. Sorgfältig hütete sie, ging jedem nach auf Schritt und Tritt und fand so am Ablagerungsplatze der Tiere die Messer und Gabeln, welche auf ganz natürliche Weise wieder ans Tageslicht kamen.

Fein gewaschen brachte Urschel ihren Fund in die Küche; man gab ihr diesmal ein schönes Stück Brot, welches sie gar so gerne, wie einen wohlschmeckenden Kuchen aufzehrte. Dabei erhielt sie auch von der guten Schwester die wohlmeinende Weisung, es niemand zu erzählen, wie und wo sie die verlorenen Messer und Gabeln wieder gefunden habe. Einmal war sogar ein Schlüssel, ein großer, sehr notwendiger, verlorengegangen, und um ihn so schnell als möglich wiederzubekommen, mußten sich sämtliche Herren und Damen Strauße einer gewissen Kur unterziehen, und zum Glück kam der so notwendige Schlüssel noch zur rechten Zeit zum Vorschein, ohne zu große Störung verursacht zu haben.

Wenn die Straußenmutter Junge hat, und besonders, wenn sie brütet, ist sie sehr böse und gefährlich, selbst die Zahme. In ihrer Angst und Wut kann sie leicht jemand töten, mit ihren mächtigen Füßen selbst den stärksten Mann zu Tode treten. Die Weibchen der Strauße sind ganz schwarz oder in jüngeren Jahren schön dunkelgrau und haben im Schwanz keine weißen Federn. Wenn man indessen nicht auf die Farbe sieht, so sind ihre Schwanzfedern ebenso groß und schön, wie die weißen der Männchen.

Schw. Engelberta.

Allerlei vom Kilimandjaro

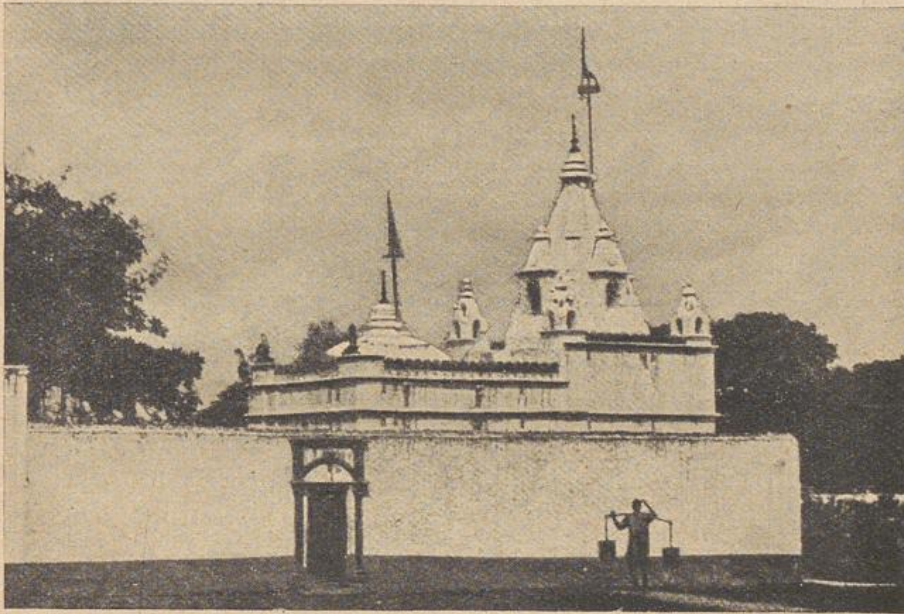
Von Schw. Engelberta

Ein prächtiges Stück Erde ist dem Volke der Wadschagga mit dem Kilimandjaro zuteil geworden. Jeder, der einen offenen Sinn für Naturschönheiten und den Kilimandjaro gesehen hat, wird seiner für immer als ein herrliches Kleinod Ost-Afrikas gedenken. — Auf etwa ovaler Grundfläche von Osten nach Westen steigt der Gebirgszug des Kilimandjaro ohne alle Vorberge unmittelbar aus der etwa 800 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Steppe auf. In mäßigem Ansteigen verjüngt er sich immer mehr, bis er in die zwei Gipfel des Kibo und Mawenzi ausläuft. Beide sind durch ein Sattelplateau von etwa zwei Wegstunden voneinander getrennt. Nach den Untersuchungen der Geologen ist der Kilimandjaro vulkanischen Ursprungs, und zwar hat sich der Mawenzi zuerst aufgetürmt. Als dieser Berg so hoch geworden war, daß die unterirdischen Kräfte die feuerflüssige Lava nicht mehr durch diesen Ausbruchschacht zutage befördern konnten, verstopfte er sich immer mehr und nun brach sich das unterirdische Feuer weiter westlich eine andere Öffnung und türmte den Kibo zu noch größerer Höhe (6012 Meter) auf. Die Haubenform des Kibo hatte früher wohl auch der Mawenzi, aber durch die späteren Ausbrüche westlich wurde sie zerschlagen; die Witterung tat noch das übrige, so daß er jetzt als ein wild zerklüfteter Felskoloss allen Besteigungsversuchen unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzt, während sein jüngerer aber höherer Bruder im Westen schon von manchen Europäern bezwungen wurde, zuerst von Professor Dr. H. Meyer. Aber mancher ist nie mehr wieder gekommen, und besonders sind die begleitenden eingeborenen Führer verunglückt, teils erfroren, teils in den Schnee eingesunken und darin begraben worden. Zwei Hütten sind gebaut zum Schutze während der Nacht. Die letzte und höchste ist die berühmte Bismarckshütte, dort wärmen sich die Touristen. Nicht selten waren Damen darunter, die dort übernachteten und sich Kräfte sammelten zum Weitersteigen. Vor kurzem hat mir eine englische Dame eine protestantische Diakonissin, ihre herrlichen Aufnahmen, die sie da oben machte, gezeigt. Schnee, Eis, Gletscher, schimmernd und flimmernd im Sonnenglanz — ein unbegreifliches Bild mitten in Ostafrika, wo doch die Sonne so glühend heiß herniederstrahlt. Denn nicht seine Höhe ist das Wunderbare des Kilimandjaro, sondern daß es in den Tropen $3\frac{1}{2}$ Grad südlich vom Äquator Schnee und Eis gibt.

Als der Schneeberg sich zum erstenmal den staunenden Blicken eines Europäers enthüllte, am 11. Mai 1848, da nahm der Entdecker, Missionar Rebmann, seine Bibel zur Hand und las

bewegten Herzens den 111. Psalm. Ja, groß sind die Werke des Herrn, wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran. Ein englischer Gelehrter suchte in einem Buche nachzuweisen, daß Schnee und Eis in den Tropen unmöglich seien. Aber vor Tatsachen müssen auch die gelehrtesten Theorien schweigen.

Wenn wir uns in der Steppe von Süden her dem Bergstock nähern, so scheint es, als habe sich das Gebirge in einen herrlichen Königsmantel aus verschiedenfarbigem Grün eingehüllt. Am Fuße klettert die Busch- und Grassteppe noch bis etwa tausend Meter empor. Darüber legt sich als erster Streifen der saftig grüne Gürtel der Kulturzone, die Pflanzungen des Dschaggavolkes. Oberhalb wird er begrenzt durch den etwa



Hindu-Tempel in Bombay

5—6 Wegstunden breiten hochschönen Gürtel des dunklen Urwaldes in einer Höhe von 2000 bis 3000 Meter. Dann folgt ein Streifen ausgedehnter Gras- und Wiesenflächen, wo wunderbar in allen Farben Strohblumen blühen. Jetzt kommt eine Steinwüste mit mächtigen Felsentrümmern und zuletzt sieht man auf dem Sattelplateau ausgedehnte Aschenfelder. Nur kümmerliche Reste der Vegetation finden sich in dieser Höhe.

Tief eingeschnittene Täler, an deren Hängen neben Buschwerk und allerlei Laubholz auch Gruppen von wilden Dattelpalmen und Bananen wachsen, ziehen sich vom Urwald zur Steppe hinab, wo sie sich ausflachen. In diese Täler stürzen rauschende Bergbäche niederwärts, über mächtige Felsblöcke hinweg. Großartig ist der Blick, den man genießt in der Höhe von 1450 bis 1600 Meter, in der die Missionsstationen in-

mitten der Bananenpflanzungen der Eingeborenen liegen. So liegt unsere Mission Kilema, die größte und älteste am Kili-
mandjaro mit den Nachbarstationen, das fruchtbare Gare und
schöne Riboscho und traute Kombo, rund um den Kibo herum.
Auch die protestantischen Missionen, die ebenfalls schon lange
ihr Bestes für das Volk der Wadschagga zu tun bestrebt sind,
haben sich hier angesiedelt.

Über uns eine Welt von Schnee und Eis, unter uns die weite,
sonnendurchglühete Steppe. Wie das Meer breitet sie sich vor
uns aus, unermesslich weit. Und aus dem Steppenmeer erheben
sich hie und da Berginseln, das mächtige Paregebirge mit seinen
bis 2000 Meter hohen Gneismauern, und im Westen der ge-
waltige 4700 Meter hohe Regel des Meru.

Ein erhabenes Schauspiel, wenn am Abend die Sonne in der
Steppe versinkt oberhalb des Meru und mit ihren letzten
Strahlen die Steppe und die Westhänge des Paregebirges mit
einem violetten Schleier einhüllt! Fortsetzung folgt.



Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Ockstadt Mk. 21.— Moysius; Duttonbrunn
Mk. 21.— Margarita; Elsdorf Mk. 21.— Agnes; Hattingen Mk. 21.—
Mar. Kofina.

Für die Mission: In einem besonderen Anliegen und zum Dank
aus Wetten Mk. 30.—; Freiburg Mk. 7.50; Warendorf Mk. 5.—;
Neuenbeken Mk. 0.50.

Almosen: Rheine Mk. 3.75.

Allen unsern lieben Wohltätern ein herzliches Vergelt's Gott! Es segne
und schütze alle unsere lieben Wohltäter das kostbare Blut unsers Herrn
Jesu Christi! Mit diesem Segenswunsch schließt dreimal täglich unser
Gebet für dieselben.

Gebetserhörungen

Der lieben Mutter Gottes und der kleinen heiligen Theresia vom Kinde
Jesu innigen Dank für Heilung an der Lunge.

Eine Missionschwester vom kostbaren Blut.

Eine Missionschwester vom kostbaren Blut dankt der kleinen heiligen
Theresia für schnelle Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung in den
Caritasblüten war versprochen.

Ich möchte der lieben kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu, der
Blume, noch meinen Dank verrichten, daß sie mir bei meinem Knieleiden
so schnell geholfen hat. Die Caritasblüten möchten die Güte haben, es zu
besorgen, daß die liebe kleine Heilige einer Missionschwester vom kostbaren
Blut in Südafrika geholfen hat. N. N.